

"Ein kleiner Schlittenhügel kann für das Quartier ebenso wichtig sein wie der Nymphenburger Park für die Münchner" : ein Gespräch mit dem Verkehrsplaner und Schriftsteller Hans Boesch

Autor(en): **Boesch, Hans / Wirth, Michael**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **74 (1994)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-165280>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

lichkeit nur ein unklares Bild erhalten, weil sie daselbst stets im Konflikt mit anderen gleichzeitig einwirkenden Potenzen erscheint – für sich darzustellen und zum Erkennen zu bringen».

Das Industriezeitalter hat mit dem Ausbau der Infrastruktur begonnen (Strassen- und Eisenbahnnetze, Telegraphen- und Telephonnetz, den Flugverbindungen bis hin zu den neuesten Übermittlungstechniken). Diese Netze haben unseren Wohlstand, aber auch unsere Lebensweise, unsere Städte und Landschaften wesentlich bestimmt. Die unter Einsatz technischer Errungenschaften realisierten Kommunikationsnetze aller Verkehrsträger haben zu einer weitgehenden Loslösung der angestammten Verkehrswege von den geographischen Gegebenheiten geführt. Die *Verkehrsgunst* wird nicht mehr durch die Lage eines Ortes an einem schiffbaren Fluss, einem See oder einem sicheren Hafen ausschlaggebend bestimmt. Entscheidend sind die vorhandene Verkehrsinfrastruktur und die Möglichkeit und der Wille, sie mit dem erforderlichen Kapitaleinsatz

auszubauen, anzupassen und neuen Verkehrsträgern zugänglich zu machen.

Nicht, dass Verkehr alles wäre. Im Gegenteil: Er ist Mittel zum Zweck. Auf ihn wird hingewiesen, um aufzuzeigen, dass die Stellung und Bedeutung von Zentren, von Handelsplätzen immer weniger von ihrer natürlichen, vermehrt aber von ihrer technischen Verkehrsgunst abhängt. Im Gegensatz zum *«isolirten Staat»* von Thünens ist je länger, desto weniger das umliegende Produktionsland, das natürliche Umland einer Stadt, für deren Entwicklung entscheidend. Entscheidend sind die Märkte, die sie sich sichern kann. Die Stadt wird zum Markt im ursprünglichsten ökonomischen Sinne. Ihre Stellung und Bedeutung hängt im verstärkten Masse von ökonomischen Kräften ab wie die einzige *«sehr grosse Stadt in der Mitte einer Ebene»* von Thünens. Nur, die Ebene ist nicht eine geographische Ebene, sondern ein abstrakter Raum, ein hochkomplexer ökonomischer Markt, der weder fest umgrenzt noch festgelegt ist. ♦

ALBERTO NAEF

HANS BOESCH,
geb. 13. März 1926 in
Frümsen-Sennwald/SG.
1946 Dipl. Tiefbauing.
HTL Winterthur. 1955–
1970 Bauleiter, später
Chef der Abteilung
Verkehrsplanung auf
der Aarg. Baudirektion
in Aarau, 1970–1989
Dozent und Forschungs-
adjunkt an der ETH
Zürich, Institut für
Orts-, Regional- und
Landesplanung.
Beschäftigung mit Fra-
gen des Stadtverkehrs,
der Wohn- und
Quartiersqualität.
Veröffentlichungen:
Essays, Lyrik, Erzäh-
lungen, verschiedene
Romane («Das Gerüst»,
1960; «Die Fliegenfalle»,
1968; «Der Kiosk»,
1978; «Der Sog», 1988).

«EIN KLEINER SCHLITTENHÜGEL KANN FÜR DAS QUARTIER EBENSO WICHTIG SEIN WIE DER NYMPHENBURGER PARK FÜR DIE MÜNCHNER»

*Ein Gespräch mit dem Verkehrsplaner und Schriftsteller
Hans Boesch zum Bild, das sich schweizerische Autoren
und Autorinnen vom Leben in der Stadt und auf dem
Lande machen. Die Fragen stellte Michael Wirth.*

Die Deutschschweizer Literatur der achtziger und frühen neunziger Jahre zeichnet sich mehr denn je durch die Heimatbezogenheit ihrer Themen aus. Häufig kommen die Protagonisten aus schweizerischen Dörfern und Kleinstädten und haben sich mit typischen Problemen dieser Milieus auseinanderzusetzen. Manch ein Rezensent hat das kritisiert;

angesichts rauher werdender und an Wärme verlierender Grosstadtquartiere auch in der Schweiz ist es nicht verwunderlich, wenn Gegenwelten auf dem Lande «erschrieben» werden: keine heilen, aber doch überschaubare, keine Idyllen, aber doch Welten, in denen man mit den Dingen in einen körperlichen, sinnlichen Kontakt tritt. Die Stadt, vor allem die

Grossstadt, kann das nicht mehr bieten. Sie ist spätestens seit Beginn der siebziger Jahre im Gerede: radikale «Flurbereinigungen» in ganzen Stadtteilen, eine kalte, abweisende Architektur, Strassen, auf denen Kinder nicht mehr spielen können, haben das Quartierleben weitgehend zerstört. Kann die moderne Grossstadt noch Geborgenheit vermitteln, noch das Gefühl wecken, Heimat zu sein? Der Schriftsteller *Hans Boesch*, Gründungsmitglied der «Schweizerischen Vereinigung der Verkehrsingenieure» und der «Arbeitsgemeinschaft Recht für Fussgänger» (ARF) war als Ingenieur über viele Jahre in der Stadtverkehrsplanung tätig und schrieb zu diesem Thema viele Aufsätze. 1992 veröffentlichte er die im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms (NFP) 25 «Stadt und Verkehr» verfasste Studie «Die Langsamverkehrs-Stadt» (ARF 14, Zürich). In den «Schweizer Monatsheften» schrieb Hans Boesch 1982 über «Die sinnliche Stadt» (Mai 1982). Ebenfalls im Rahmen des NFP 25 befragte er zuletzt Schriftsteller zum Thema Stadt und Heimat. Die Gespräche liegen nun, mit Essays und Referaten ergänzt, als Buch vor mit dem Titel «Stadt als Heimat. Schriftstellerinnen und Schriftsteller äussern sich zu Stadtgestalt, Geborgenheit und Entfremdung» (ORL Bericht 88/1993, Zürich).

Herr Boesch, der Vorsteher des Institutes für Orts-, Regional- und Landesplanung (ORL) der ETH Zürich, Professor Benedikt Huber, fordert im Vorwort Ihres Buches «Stadt als Heimat», Schriftstellerinnen und Schriftsteller als Zuständige der Stadtgestaltung anzuhören, um zu einer neuen Stadtkultur zu kommen. Was macht die Dichter so kompetent in dieser Frage?

Boesch: Zunächst einmal: Man müsste wohl weit mehr Bevölkerungsgruppen anhören. Für alte Menschen und Kinder zum Beispiel ist es ungemein schwierig geworden, in der Stadt zu leben. Ich habe Dichterinnen und Dichter befragt, weil sie immer wieder das Fehlen zwischenmenschlicher Nähe, den Kommunikationsverlust, thematisieren. Auch wenn sie, wie *Adolf Muschg* es ausdrückte, eher Fragen stellen als Antworten geben, können aus den Gesprächen wohl doch Fingerzeige entnommen werden, wie eine Stadt resp. deren Quartiere wieder die Bege-

nung von Menschen begünstigen kann, anstatt sie mit sich allein zu lassen. Vor konkreten Vorschlägen, wie die Stadt im einzelnen zu gestalten sei, schreckten auch die Schriftsteller zurück. Wie sie nicht aussehen sollte – darüber war allerdings einiges zu erfahren.

Schriftsteller leben häufig isoliert. Viele der befragten Autorinnen und Autoren leben doch zurückgezogen in malerischen Dörfern, Thomas Hürlimann etwa in Willerzell (Sz), Gertrud Leutenegger im Tessin, Erica Pedretti in einem kleinen Ort am Neuenburger See, um nur einige Beispiele zu nennen. Hat das nicht auch mit Weltabgewandtheit zu tun, die diese Künstler in ihre Voten zur Entwicklungsmöglichkeit einfließen lassen?

Boesch: Neben dem Rückzug aufs Dorf steht der Drang, hinaus in die Welt zu fahren. Die USA oder auch europäische Grossstädte werden aufgesucht, man lebt dort für einige Monate oder gar Jahre und zieht sich dann aufs Dorf zurück, obwohl doch, ich denke da an einen Aufsatz von *Walter Vogt* im «Tagesanzeiger»-Magazin «Mein Los Angeles», kurzfristig Begeisterung für die fremde Umgebung entstehen kann. Diese ist aber nicht mit Heimatgefühl gleichzusetzen.

Wird das Dorf zur Heimat, weil die Stadt sie nicht mehr sein kann? Meint das Paul Nizon mit seinem «Diskurs in der Enge»?

Boesch: Das Leben auf dem Dorf kann ein für die Entstehung des Heimatgefühls wichtiges Element enthalten, dasjenige nämlich, Refugium zu sein. Refugium heisst: Man zieht sich in einen geschützten Ort zurück, aber eben nicht im Sinne einer Flucht, sondern im Sinne einer Freiheit in Geborgenheit, Vertrautheit, Nähe. Gemeint ist Intimität als Lebensqualität, als jene Grösse, die erst aus dem Menschen ein Individuum macht. Diese Vertrautheit im Refugium ist in den Städten weitgehend verlorengegangen. Aus der Intimität heraus gestaltet sich das Leben mit dem anderen, dem Nachbarn. Refugium und soziales Leben sind untrennbar miteinander verbunden. Die Realisierung und Revitalisierung von Refugien in den Städten ist zweifellos ein Wunsch aller meiner Gesprächspartner gewesen. Mit «Enge» im Sinne Paul Nizons hat das nichts zu tun. Bei Nizon ist dieser Begriff wohl aus einer

.....

**Das Leben
auf dem Dorf
kann ein für
die Entstehung
des
Heimatgefühls
wichtiges
Element
enthalten,
dasjenige
nämlich,
Refugium
zu sein.
Voraussetzung
für dessen
Bildung in der
Stadt ist eine
Umfunktionierung
der Strassen
als der letzten
Allmend des
Stadtbewohners.**

.....

vorübergehenden, persönlichen Lebenssituation heraus entstanden.

Gibt es Modelle für solche Refugien in der Stadt?

Boesch: Voraussetzung für deren Bildung ist eine Umfunktionierung der Strassen als der letzten Allmend des Stadtbewohners. Der Strassenraum muss vermehrt wieder eine Verbindung zwischen Wohnbereichen werden, auf dem langsam gefahren wird, auf dem «gelebt» werden kann. Er darf keine zerschneidende Zäsur mehr sein. Die Wohnbereiche müssen miteinander durch Parks, Ruhepunkte und Kinderspielplätze verbunden sein. Der Weg aus der Wohnung in den sozialen Kontakt und wieder zurück muss kurz sein. Schaut man sich Stadtpläne an, kann man das alte Zentrum direkt erkennen. Woran? An den feineren Strukturen, an der Nähe wichtiger Orte der Kommunikation, wie Markt, Kirche, Brunnen usw., zu den Wohnhäusern.

Heute leben mehr Menschen in den Städten: Um die Wege kurz zu halten, müssen, wenn ich es mal schematisch sagen darf, die Quartiere wieder so angelegt werden wie früher die Stadtzentren. *Thomas Hürlimann* hat in den siebziger Jahren, als er in Berlin lebte und arbeitete, im Stadtteil Kreuzberg ein Quartier kennengelernt, in dem jeder jeden kannte, man war für einander da, die Ausländer und die alten Menschen waren nicht aus den täglichen Bezügen ausgeschlossen. Kinder konnten spielen, ohne vom Strassenverkehr gefährdet zu sein. Eingekauft wurde an der nächsten Ecke. Für die Identität einer Stadt oder eines Stadtteils ist dies ungeheuer wichtig. Gertrud Leutenegger als Mutter eines kleinen Mädchens hat mir sofort zugestimmt, als ich meinte: «Ein kleiner Schlittenhügel kann für das Quartier ebenso wichtig sein wie der Nymphenburger Park für die Münchner.»

Der Fussgänger würde wieder eine Chance bekommen? Auch der Städter könnte wieder den Wechsel der Jahreszeiten wahrnehmen.

Boesch: Ja, das Sichfortbewegen würde wieder zu einer sinnlichen Erfahrung werden. Spüren, wie der Fuss auf dem Boden abrollt... Darin liegt ja gerade der Reichtum des Dorflebens.

**Das hat etwas
mit der
Unmöglichkeit
zu tun,
in der Stadt
die Dinge
berühren
zu können.
Fast alle
modernen
Baumaterialien
sind kalt,
berührungs-
feindlich.**

Verschiedene Autoren weisen darauf hin, dass man im Dorf roch, wann das Brot gebacken wurde, das Vieh fasste man an, und die Pflanzen konnte man wachsen sehen...

... Ist die Heimat dort, wo das Leben noch die Dimension der sinnlichen Wahrnehmung besitzt?

Boesch: Ja, und deshalb ist sie sehr oft nicht mehr in der Grossestadt. Doch darf man nicht verallgemeinern. Für *Peter Bichsel* und andere bedeutet Heimat ganz einfach: «Leute», *Monique Laederach* gibt der Stadtglomeration eine Chance, wenn diese im eben entwickelten Sinne eine Vielzahl von Subzentren, Quartierzentren, Refugien des Zusammenlebens aufweist.

Warum stossen moderne Glasbauten bei den Literaten auf Ablehnung? Architekten und Literaten sind Künstler. Diese haben für jene so wenig Verständnis.

Boesch: Weil sich der Betrachter im Glas spiegelt, gleichsam ausgeschlossen, auf Distanz gehalten wird. Das hat etwas mit der Unmöglichkeit zu tun, in der Stadt die Dinge berühren zu können. Fast alle modernen Baumaterialien sind kalt, berührungsfeindlich. *Monique Laederach* fordert, dass Architektur für den Menschen da zu sein habe, nicht um der Ästhetik willen. Insofern hat man sich von *Max Frischs* Radikalität der fünfziger Jahre – wie er selbst im übrigen ja auch – gelöst. *Adolf Muschg* bestätigt, dass *Max Frisch* im Alter ungehalten wurde, wenn man ihn an die Broschüre «achtung: Die Schweiz» erinnerte, an die Klage eben, dass es in unserem Land keinen grossen Wurf mehr gebe, dass wir also planerisch einen zu schwachen Atem hätten.

Zurück zur Dorfkultur. Ist sie nicht auch von einer zunehmenden Verstädterungstendenz bedroht?

Boesch: Ja. Da taten sich vor allem die Banken hervor. Schauen Sie die Bankgebäude in den Dörfern an. Man gibt etwas Städtisches hinaus aufs Land. Und dann stellt man Schachteln hin. Alle ungefähr in gleicher Grösse – man kennt sie schon von weitem –, mitten ins Dorfbild, und zerstört damit einen Grund des Dorfes, einen Urgrund, den Ort der Vertrautheit, Heimat. ♦